



Verantwortl. Redakteur: Anton Straßle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweihundwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 15-21. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrst, und dich um Niemanden bekümmert; denn du siehst nicht auf die Herion der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was verjuchet ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Leberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Der Apostelfürst Petrus.

III.

Die Herodianer, von denen im heutigen Evangelium die Rede ist, waren Anhänger des Königs Herodes, aber Gegner der Pharisäer. Hätte Jesus auf die arglistige Frage im Sinne der Herodianer geantwortet, so müßte das jüdische Volk, das die Römer und die um ihre Gunst hühelnde Herodesfamilie haßte, sich von Ihm abwenden, und man hätte Ihn ohne Furcht ergreifen können; — entschied Jesus aber umgekehrt gegen Herodes und den Kaiser, dann konnte man Ihn des Hochverrats beschuldigen. Die Juden betrachteten sich noch immer als „das Volk Gottes“, als Gottes Unterthanen; deshalb war zur Zeit Jesu die Frage eine sehr strittige, ob man beim Steuererzahlen, wodurch zugleich die Oberherrschafft des römischen Kaisers anerkannt wurde, nur der Gewalt der That sache n sich fügen dürfe, — oder ob diese Tributleistung an einen „fremden“ Herrscher auch nach göttlichem Rechte erlaubt sei. Die Gegner der Tributleistung veriefen sich für ihre Ansicht irrtümlich auf eine Stelle aus dem fünften Buche Moses, die also lautet: „Und wenn du (Israel) in das (gelobte) Land eingezogen sein wirst, das der Herr, dein Gott, dir geben wird, und du es besitzest und in demselben wohnest, und du sagst: ich will einen König über mich setzen, wie ihn alle Völker ringsum haben, — so bestelle den, welchen der Herr, dein Gott, auswählen wird aus der Zahl deiner Brüder! Du kannst nicht zum König machen einen Mann aus einem anderen Volke, der dein Bruder nicht ist!“ (17, 14-15). Der Leser wird begreifen, wie verhänglich unter diesen Umständen die an den Herrn gerichtete Frage war, ob es (mit Rücksicht auf das Gesetz Moses) erlaubt sei, die vom heidnischen Kaiser auferlegte Steuer zu zahlen. Aber wie überrascht mögen die tüchtlichen Feinde Jesu bei dessen erstem Worte gewesen

sein: „Ihr Heuchler, was verjuchet ihr Mich?“ Sie sehen sich durchschaut; sie müssen die Steuermünze vorzeigen, müssen selber antworten, daß sie das Bild des Kaisers trage, dessen Herrscherrecht dadurch bewiesen und von ihnen anerkannt sei. Und nun der weisheitsvolle und doch so natürliche Bescheid: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ — Mir dieser Entscheidung sieht die Laternde Hinterlist sich entwasfen; denn der Herr ist auf diese Antwort hin weder vor dem römischen Landpfleger anzulagen, noch kann der eifrige Verehrer des Gesetzes leugnen, daß die gebührende Rücksicht auf Jehova dadurch irgendwie außer Acht gelassen sei. —

Nun lassen wir, lieber Leser, die Apostelgeschichte weiter erzählen: Es war aber in Caesarea ein Mann mit Namen Cornelius, ein Hauptmann in der Heeresabteilung, welche die Italische hieß; der war fromm und gottesfürchtig mit seinem ganzen Hause, gab viel Almosen dem Volke und betete immerdar zu Gott (obwohl er Heide war). Derselbe sah in einem (wunderbaren) Gesichte ganz klar um die neunte Stunde des Tages (3 Uhr) einen Engel Gottes zu sich kommen, der zu ihm sprach: Cornelius! — Er aber schaute auf ihn (den Engel), ward von Furcht ergriffen und sprach: Was ist's, Herr? — Der aber sprach zu ihm: Deine Gebete und deine Almosen sind emporgestiegen zum Andenken vor Gott (d. i. Er gedenkt ihrer mit Wohlgefallen); und nun sende Männer nach Joppe und laß den Simon holen, der mit Juncamen heißt Petrus! Dieser wohnt bei Simon, dem Gerber, dessen Haus am Meere liegt; der wird dir sagen, was du thun sollst! — Als nun der Engel, der zu ihm geredet, sich entfernt hatte, rief er zwei seiner Knechte und einen Soldaten, der den Herrn fürchtete, einen von denen, die unter ihm standen. Diesen erzählte er Alles und sandte sie nach Joppe. Des anderen Tages, als sie auf dem Wege waren und schon nahe bei der Stadt

Sirichenkalender.
 Sonntag, 22. Oktober. 22. Sonntag nach Pfingsten. Cordula, Jungfrau und Märtyrin. Evangelium Matthäus 22, 15-21. Epistel Philwver II, 6-11.
 ● St. Andreas: Titularfest der Ursula-Gesellschaft, Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion, 9 Uhr feierliches Hochamt, 4 Uhr nachmittags Festpredigt, Ursula - Andacht und Umzug durch die Kirche und Lebenum. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Mitglieder der Jünglingskongregation. Nachmittags 12, Uhr Vortrag u. Andacht. ● Maria Himmelfahrt: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglingskongregation. An den Wochentagen des Monats Oktober abends 7,8 Uhr Rosenkranzandacht. ● St. Martin: Nachmittags 1/4 Andacht u. Ansprache für die marian. Männer-Sodalität. ● Ursulinenloster: Nachmittags 6 Uhr Fest-Andacht und Predigt zu Ehren der hl. Ursula.
 Montag, 23. Oktober. Severin, Bischof. ● St. Maria Himmelfahrt: Feierliches Hochamt um 9 wegen der Bischofswahl. ● Clarissenkloster: 1. hl. Messe 6 Uhr, 8 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Geistes für die Wahl eines Erzbischofes. ● Ursulinenloster: Morgens 7 Uhr Hochamt um eine geeignete Bischofswahl.
 Dienstag, 24. Oktober. Evergislau, Bischof und Märtyrer. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Ursula-Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt letzte Seite.)

(Koppe), ging Petrus nach oben im Hause, um zu beien um die sechste Stunde (12 Uhr mittags). Er war hungrig und wollte essen. Als man ihm aber zubereitete, kam über ihn eine Verzückung: er sah den Himmel geöffnet und ein Behältnis herabkommen, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden und vom Himmel herabgelassen zur Erde, in welchem allerlei vierfüßige und kriechende Tiere der Erde und Vögel des Himmels waren. Und es erging eine Stimme an ihn: Auf Petrus, schlachte und is! — Petrus aber sprach: Herr, daß sei ferne! Denn ich habe noch nie etwas Gemeines und Unreines gegessen. — Und wieder sprach die Stimme zum zweiten Male: Was Gott gereinigt hat, das sollst du nicht gemein nennen! — Solches geschah dreimal; danach wurde das Tuch wieder hingegenommen in den Himmel. — Als nun Petrus für sich im Zweifel war, was wohl das Gesicht, welches er geschaut, bedeute: siehe! da standen vor der Hausthür die von Cornelius gesandten Männer, die sich nach dem Hause des Simon erkundigten.“ (Apostelgesch. 10, 1—17.)

Von Koppe, wo Petrus noch weilte, führt der hl. Lukas uns nach Cäsarea, das ungefähr neun Meilen nördlicher an der Küste des Mitteländischen Meeres lag. Die Schönheit und die günstige Lage der Stadt bewog die römischen Landpfleger, dort ihren Sitz aufzuschlagen, und nur an hohen Festen und sonst bei wichtigen Anlässen kamen sie nach Jerusalem. Aus diesem Grunde lag in Cäsarea stets eine starke römische Besatzung, die damals von der sogenannten italischen Cohorte gebildet wurde, die nur aus geborenen Römern bestand und darum nicht unbedeutende Vorränge genoß. Bei dieser Cohorte befand sich ein Hauptmann Cornelius, den Gott zum Gegenstande besonderer Gnadenverweilung ausersehen hatte. Da er von Geburt ein Heide war und in dem weltbesiegenden Heere der Römer eine geachtete Stellung bekleidete, so gereichte das, was der hl. Lukas von ihm sagt, seinem Charakter zu großer Ehre: „Er war fromm und fürchtete Gott.“ Ihn konnte die Verachtung, mit der die übrigen Römer den Juden begegneten, nicht abhalten, die Vorträge der Mojasischen Religion mit Aufmerksamkeit zu würdigen, im Stillen dem Höhen dienste zu entgehen und mit aufrichtigem Herzen den Einen wahren Gott zu verehren. Wie eruf er es damit nahm, beweist der Umstand, daß er „sein ganzes Haus“ zum Glauben an den Gott Israels brachte. Diese Ehrfurcht und Liebe, welche er gegen Jehova im Herzen trug, erzeugte in ihm aber auch Achtung und Liebe gegen das von Gott auserwählte Volk; er ließ sich darin auch nicht irre machen durch manche Schwächen und Fehler, die den Juden anklebten, sondern „er gab dem Volke viel Almosen.“ Fürwahr, ein bemerkenswerter Zug an diesem Manne! Wir finden denselben Zug nicht nur an dem Hauptman im Evangelium (Luk. 7, 5.), sondern Lukas bezeugt dasselbe, wie wir jüngst sahen, von der Thabitäa, — zum unwiderleglichen Beweise, daß es tief und wesentlich auch im Geiste des Alten Bundes lag, den lebendigen Gottesglauben auch zur Nächstenliebe und Wohlthätigkeit zu bilden, nach dem Ebenbilde des „Gottes der Erbarmung“, — zum unverkennbaren Zeichen, daß im Neuen Bunde dieser Geist des Alten Bundes nur noch mehr geläutert und gleichsam verklärt werden sollte in dem Sohne Gottes, „der uns geliebt hat bis zum Tode an dem Kreuze“.

Maler Herbst.

Von Paul Passig (Zinnenau).

„Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen . . .“

so begrüßt der „poetische Landschaftsmaler“

Salis-Seewis (1764—1834) den nahenden Herbst, auf dessen Palette er an Farben das bleiche Gelb der Stoppelfelder, das in allen Abtönungen leuchtende Rot erdender Blätter, das graue Gemisch feuchter Nebel und das wunderdicke bunte Kalorit sich entfärbender Haine erblickt. In der That, unter allen Jahreszeiten trägt keine eine so ausgeprägte Maler-Physiognomie nicht nur, sondern vertritt auch zugleich so echtes Künstlerblut, wie unser nordischer, so häufig mit Unrecht verschrieener Herbst. Es ist eine wahrhaftige Kunstausstellung, die er im weiten Saale der Natur veranstaltet, und jeder, der Augen hat, zu sehen, ist ihm als Besucher willkommen. Um so bereitwilliger aber leisten wir seiner Einladung Folge, als er nichts von jenem verächtlichen Künstlerstolze besitzt: mögen die Besucher über einzelne der von ihm zur Schau gestellten Gemälde die Nase rümpfen oder abfällig kritisch mit der Achsel zucken, weil sie Farbengebung, Scenerie, Staffage u. a. m. nicht ganz dem Sinne unserer „Modernisten“ gemäß finden — liebenswürdig und bescheiden und im stolzen Bewußtsein seiner echten Künstlerwürde hält er sich im Hintergrunde, ohne etwas zu erwidern, und läßt die Vorkämpfer und Befürworter rätsonnieren, solange sie mögen, weil er weiß, daß es doch keiner besser machen kann als er. Und endlich lautet bei ihm die Parole: Eintritt unentgeltlich! Ist das nicht herrlich? Wozu also für Gemäldeausstellungen das so teuer verdiente Geld hinauswerfen, da wir hier bei unserem Künstler den gleichen, vielleicht gar einen höheren Genuß „gratis“ haben können? Also wohlhan, frohen Mutes eingetreten in den Ausstellungs-palast des Malers Herbst!

Ein Vorjaal ist es, in dem der lebenswürdige Künstler uns empfängt, ein nicht zu umfangreiches Gärtchen, auf der einen Seite von einer hohen, altersgrünen Mauer umgeben, während nach den übrigen Seiten, die teils von Holzstetten, teils lebendigem Zaun eingefast sind, der Blick frei in die nächste Umgebung hinweisen kann. Welch unvergleichlicher Farbenkünstler vor allem doch unser Maler ist! Präsentirt uns da gleich am Eingange ein mit Spätöstern und Leutlozen besetztes, in Kofettenform gehaltenes Beet, das in seiner blendenden Farbenpracht gradezu berückend wirkt! Und wie kunstvoll, wie genial die Farbensammenstellung! Ein Farbenmeer rauscht uns hier entgegen, sanft und wirrend und doch zugleich beruhigend in seiner Harmonie, die verkörperte Einheit in der Mannigfaltigkeit, die ruhige Bestimmtheit im bunten Wechsel!

Darin zeigt sich allein der wahre, gottbegnadete Künstler, daß er selbst widerstrebende Punkte zur höhern, harmonischen Einheit zu vereinen, die Dissonanzen in die volltönendsten Harmonieen aufzulösen weiß. So hier! Blau, gelb, weiß, grün, violett, lila, rosa — die scheinbar widersprechendsten Farben zum wohlthuendsten Gesamtbilde vereinigt!

Daß unser Maler auch nach strengen Schulregeln, nach den Befehlen des Maßes und den Anforderungen des verfeinerten Geschmacks zu verfahren weiß, das beweist das angrenzende, in Wappenform gehaltene Teppichbeet, das in blauen Vobelen sein Monogramm, ein gekröntes H, zeigt. Arabesken umrahmen das niedliche Generebildchen, das unzweifelhaft jedem vornehmen Salon zur Zierde gereichen würde. Denn da liebt man bekanntlich das Völbliche, Allegorische, und das lichte Blau spricht eine gar bedeutsame Sprache. Auch jene mehr in die Ecke gedrängte Gruppe von buntfarbigem Dahlien und Cannas verrät unzweifelhaft künstlerischen Geschmak: diese feinen, hochragenden Kinder Flora's in ihren prunkenden Gewändern wollen offenbar etwas Partes sein, daher hat sie der Künstler abseits gruppiert, wo sie nun, vornehm, wie sie sind, in ihrer eigenartigen Schönheit sich von Liebhabern bewundern lassen mögen. Mein Geschmak freilich sind derartige steifnackige Gesellen mit ihrem Hoffahrsdübel nicht:

man stellt das Gemälde im Salon auf und gönnt ihm seine Verehrer. Weit mehr gefällt mir das prächtige Bild, mit dem der erfindungsreiche Maler die verfallene Mauer dort zur Rechten geschmückt hat. Der wilde Wein, der dieselbe überwuchert, ist in das prächtigste Rot gekleidet, aus dem hie und da schwarze Beeren hervorlugen, ein wahres Kabinetsstück, das die Verse Schillers bewahrheitet:

„Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Wie? höre ich meine Leser kopfschüttelnd fragen. Neues Leben? Und doch erweckt solch purpurfarbiges Gewand unwillkürlich die Vorstellung vom frischen, in der Vollkraft der Jugend stehenden Leben! Das war auch unseres Künstlers Meinung; daher schmückte er den abgeblühten Rosenstrauch zur Seite mit zahllosen roten Tagebutten, und Rot ist die Farbe des Lebens! Unser Künstler will offenbar die abgedroschene Legende vom Welken und Sterben zerstreuen, das sich in seinen Schöpfungen ausdrücken soll, und ist sichtlich bemüht, denselben den Stempel des Lachenden, blühenden Lebens aufzubringen. Zu unsern Hauptern lachen rotbäckige Kestel aus dunklem Laube herab, und saftige Pflaumen, von zartem, blauem Wachstreu umhüllt, laden verführerisch zum Genuße.

Allein wir dürfen uns nach solchen Generebildchen, so reizend sie an sich sind, kein Urteil über unseres Malers Fähigkeiten bilden. Das sind gewissermaßen nur Vorstudien, die er im Wartezimmer ausgeübt hat. Darum hinein in sein eigentliches Atelier, hinaus auf Feld und Flur, im Wald und Rain! Wie ganz anders muten uns die Gemälde an, die hier vor unsere Augen treten! Vor allem fällt uns auf, daß der Maler sich offenbar hier die edelsten Künstler des frühern Mittelalters zu Vorbildern nahm, welche ihre Heiligen u. a. Gemälde auf Goldgrund malten. In alten Kirchen u. a. erregen dieselben noch heute die Bewunderung aller wahren Kunstkenner. Ebenso Maler Herbst.

Wir staunen, sobald wir hinausgetreten sind in die weiten Räume: Gold, nichts als lauterer, reines Gold als Hintergrund dieser entzückenden Gemälde! Golden klar der lichte Himmel über uns, golden klar die reine durchsichtige Luft um uns her! Fürwahr, der Dichter hat recht: es scheint, als habe Maler Herbst seinen jüngern, im übrigen ja gar nicht zu verachtenen Kollegen und Rivalen, Herr Lanz, in edlem Künstlerwettstreite belegen wollen:

„Das Grün des Frühlings mühte
Sich um vergeb'nen Mühen,
Ganz aufzugeben in Wäde,
In Gold und Purpurflüh . . .“

Was nicht dem Lenz gelungen
Am grünen Lebensstrauch,
Das hat der Herbst errungen
Mit seinem Todeshauch:

Nicht ein'le Purpurdolben,
Nicht gold'ne Sternlein matt:
Die ganze Welt ist golden
Und Purpur jedes Blatt . . .“

Und auf diesen Goldgrund malt er mit genialer Hand die entzückendsten Vorwürfe: da die abgemähte Wiege mit den verführerisch anziehenden, violetten Kefchen der gefährlichen Herbstzeitlose, an denen eine Herde Kühe, gleich als ahne sie das tödtliche Gift, achtlos vorbeizieht; . . . dort weiterhin jenseits des murmelnden Bächleins eine Allee mit Vogelbeerbäumen, die im Schmucke ihrer ziegelroten Früchte den gedeherten Sängern Labfal und Stärkung für die kurze Winterzeit verheißt . . . Aber das herrlichste ist das alles noch nicht! Wollen wir das Kabinetsstück unseres Künstlers bewundern, so müssen wir in sein eigentliches Heiligthum eintreten, den Laubwald oder den gemächten Wald. Wunderbar und ergreifend! Zu unsern Füßen ein goldener Teppich, bald heller, bald dunkler leuchtend und von den spärlichen Strahlen der untergehenden Sonne magisch verklärt. Der Spitzahorn ist eben erst im Begriffe, sein

hellgrünes Kleid mit einem ernsteren, braunen zu vertauschen, während die Bude bereits in rotgelbem Gewande prangt und die Birke sich ganz in leichtes Gold gekleidet hat. Nur die zähe, knorrige Eiche hält trotz ihr grünes Sommerkleid noch fest, aus Eifersucht wahrscheinlich gegen die hier und da auftauchenden Nadelbäume, die dem ungemein lichten Bilde eine ernste Färbung verleihen. Ja, licht, heiter, sonnig ist der Eindruck dieses Gemäldes, zumal wenn die Strahlen des scheidenden Tagesgestirns es vergolden, und heben wir unsere Blicke empor, so glauben wir in einen lichtgoldenen Himmel zu versinken. Staunend fragen wir den Künstler, wozu all diese Lichte, zauberhafte Pracht jetzt, da die Welt sich auf ihren Todesschlaf vorbereitet? Die Antwort, die er uns gibt, ist einleuchtend:

Licht und golden glänzt der Himmel,
Wenn die Welt zur Ruhe geht,
Wenn der Wälder Raubgewölbe
Hell in gold'nem Glanze steht:
Licht und golden sei dein Innres,
Wenn dein Lebenstag sich neigt
Und dein Geist, dem Staub entflohen,
Auf zur lichten Heimat steigt!

Darum stimmen wir gewiß auch dem Dichter bei, welcher spricht:

Schönste Zeit im ganzen Jahre,
Tage vor dem ersten Schnee,
Wolkenlose, sonnenklare,
Euch gebührt des Preises Höß!

Iwar an Blumen müßt ihr darben,
Täglich kalter Nächte Raub,
Doch es maht mit bunten Farben
Herbst das buntgestirnte Laub.

Parur glänzt die Hagedutte,
Und in nügeln m Seren
Tränkt in die vereite Butte
Wäglisch rot der süße Wein . . .

Da haben wir's! Nicht nur, daß uns Maler Herbst in uneigennützigster Weise den Besuch seiner Sammlung gestattet, nein, nachdem wir uns am Anblick derselben geweidet, klopft er uns vertraulich auf die Schulter, gleich als wollte er sagen: „Wie wär's, Freundschen, mit einem Schöppchen Weißer oder Roten?“ Wir sind natürlich keine Unmenschen und wissen einen guten Tropfen wohl zu würdigen. Wir folgen also dem lebenswürdigen Künstler in sein Privatabinett, dahin, wo die Blüten lustig knallen und Winger und Wingerinnen noch vollbrachtene Tagewerte sich lustig im Tanze drehen. Da, beim Gläschen, vertraut uns Maler Herbst auch süßes Geheimnis an, denn ein echter Künstler ist ohne solches undenkbar. Aber das Geheimnis seiner edeln Kunst verschweigt er uns. Und das ist lobenswert. Nur zweierlei ward uns bald klar: die herrliche Gotteswelt ist das unübertrefflichste Kunstwerk und der Herbst ein echter Künstler von Gottes Gnaden!

Winks über das Einwintern der Bienen

Von H. Kräger.

Wie das Wirtschaftsjahr des Landwirts so schließt auch das Wirtschaftsjahr des Bienenzüchters im Herbst mit der Einwinterung ab, welche nach dem Schluß der Herbsttracht erfolgen muß. Wie die ganze Natur, so tritt auch das Bienenvolk im Oktober allmählich in den Ruhezustand ein, in welchem es bis zum nächsten Frühjahr verharrt. Diese Periode des Bienenzüchters nennt man die Ueberwinterung der Bienen, welche von berühmten Bienenzüchtern als das Meisterstück der gesamten Bienenzucht bezeichnet wird. Da hauptsächlich von der Ueberwinterung die Erfolge und Erträge des nächsten Jahres abhängen, so seien im Folgenden einige Winks über die naturgemäße Einwinterung der Bienen gegeben.

Bei der im September vorgenommenen Herbstrevision muß sich der Züchter von dem vorhandenen Honigvorrat, der Volksstärke, der Beschaffenheit der Königin und der Be-

schaffenheit des Hauses überzeugt haben. Honigarme Völker sind eingefüttert, schwache bereinigt, Weiserlose geheilt und schlechter Honig (Drohnenbau) ist durch guten ersetzt worden.

Wenn uns ein Blick auf das Thermometer von der Wärmeabnahme überzeugt, und stürmische Regentage den nahenden rauhen Winter verkünden, muß auch der Züchter bedacht sein, die sommerliche Wohnung seiner empfindlichen Zinnen durch eine warme Verpackung u. a. vor schädlicher Kälte, Zugluft und Regen zu schützen.

Die wenigste Arbeit erfordert das Einwintern in einem frostfreien Lokal, z. B. Kammern, Böden und Kellern. Dasselbe muß dunkel und trocken sein, sich nicht höher als 2-3 Grad erwärmen und den Bienen einen ruhigen Winterstich gewähren. Die Fluglöcher bleiben offen und werden nur mit einem Drahtgitter versehen, um den Mäusen das Eindringen zu verwehren. Die Bienen verbrauchen hier das wenigste Winterfutter. Während sie auf dem Sommerstande etwa 16 bis 20 Pfund verzehren, verbraucht ein gleich starkes Volk im Lokal nur 7 bis 8 Pfund. Die Stöcke werden dann in's Winterlokal gebracht, wenn man keinen Ausflug mehr erwartet.

Eine andere Art der Einwinterung, das Bergraben, hat insofern Vorzüge, als hierbei die Temperatur stets gleichmäßig ist und die Bienen allen Einflüssen und Wechseln der Witterung entzogen sind. Das Bergraben geschieht nicht in sondern über der Erde, da sonst die Nässe so sehr schaden könnte. Aus demselben Grunde müssen auch die Stöcke auf einer Unterlage stehen. Ueber die Grube kommt ein hölzernes Dach, welches mit Erde beworfen und mit Stroh belegt wird, damit die Feuchtigkeit ablaufen und nicht eindringen kann. So verpackt, wintern die Bienen mit 6-8 Pfund bis zum März. Ein Luftloch braucht die Grube nicht, da die Bienen wenig Sauerstoff verbrauchen und deshalb nicht ersticken.

Die meisten Völker werden wohl auf dem freien Stande überwintert; doch muß diesen Völkern besondere Sorgfalt zu teil werden, da sie am meisten der Kälte und den Gefahren des Winters ausgesetzt sind. Vor allem muß der Boden und stopf des Stockes warm sein; deshalb gebe man den Wänden einen mit Heu oder Häckel gefüllten Strohhalm als Unterlage. Auf den Deckel kommt ebenfalls eine dicke Heuschicht und darüber die bis auf das Unterbrett reichende dicke Strohlappe, welche an der Fluglocherseite ausgehauen ist. Das untere Flugloch wird lose mit Heu verstopft um heftigen Wind abzuhalten und doch reinerer Luft den Eintritt zu gestatten. Das obere Flugloch wird verengt; beide erhalten Drahtgitter zum Schutze gegen die Mäuse.

Dieselben Vorsichtsmaßregeln werden auch bei Mobilstöcken angewendet. Die Fenster werden durch Strohmatten ersetzt. Ebenso erhält der Brutraum eine Strohecke, welche im Honigraum liegt. Sonne und heftige Winde werden durch vorgestellte Bretter abgehalten.

Sind die Bienen in vorgeschriebener Weise eingewintert, so kann der Bienenzüchter mit Ruhe den Winterjahren entgegengehen; er weiß seine lieben Zinnen gut geborgen.

Wenn die Blätter fallen . . .

Skizze von Th. S. Gall (Berlin).

I.

Die Kranke richtete sich empor. „Ich schlafe nicht Hellmuth! Es träumt sich nur so schön mit geschlossenen Augen. Oh, ich hörte Deinen Schritt, obwohl Du dir alle Mühe gabst, so leise wie nur möglich aufzutreten.“

Er reichte ihr die Hand, die sie verlangt hatte und nun mit ihren schlanken emalischimmernden Fingern umschloß.

„Was für Wetter ist heute?“
„Wunderbar schönes! Ein Spätsommertag, wie Du ihn dir nicht herrlicher denken kannst!“
„Darf ich Dich bitten, daß Du die Fenster öffnest!“ Dr. Agelius sagte ja, die Luft könne mir nicht schaden.

Er willfahrte ihrem Wunsch.
Ein Schnell goldenes Licht, untermischt mit jenem wärzigen Odem, wie ihn nur die Natur ausströmt — nur sie allein — flutete in das Zimmer.

Gestützt auf den Arm des Gatten, der sich liebevoll um sie bemühte, ließ die Kranke den Blick in's Freie schweifen.

„Wie herrlich muß es draußen sein,“ sagte sie mit trauriger Stimme. . . . „Wirklich, dort blühen sogar noch Rosen! . . . Von sämtlichen Jahreszeiten ist doch wohl der Spätsommer die schönste. . . . Alles strotzt von Gesundheit, Kraft und Leben. . . . Aber wenn erst die Blätter fallen —“

Ein Kräfteln schien über den zarten Körper zu haften.

Hellmuth neigte sich herab auf die Stirn der Gattin und preßte die Lippen zu innigem Kusse auf die feingeaderte, marmorweiße Fläche.

„Sprich nicht so, Kellie! . . . So traurige Worte machen mir das Herz brechen! . . . Glaube mir: Du erholt dich von Tag zu Tag, und grade heute siehst Du wohlter aus als jemals! . . . Wenn Du meinen Worten nicht traust — dort kommt Dr. Agelius, der dir jedenfalls dasselbe sagen wird. . . . Ich höre, wie sein Cab eben vor die Rampe fährt.“

II.

Der Arzt ließ sich auf den Sessel nieder, den ihm Hellmuth Griffin zugehoben.

„So, jetzt sind wir allein! Fernab von dem Zimmer, wo meine arme, schöne Kellie ihre Leidensstätte hat! Ich bitte dich also —“

Die Thür ward geöffnet, und ein blondlockiges Kindshaupt neigte sich vor.

„Jetzt nicht, Erna,“ sagte der Gutsherr abwinkend. . . . „Wir haben noch miteinander zu sprechen. . . . Aber begrüßen kannst Du Onkel Agelius, und zugleich gib Deinem Papa einen Kuß!“

Zwei rosige Kinderpatschen legten sich um seinen Nacken, der Freund erhielt einen zierlichen Knix — dann war die Gfingestalt, die auf einige Augenblicke in das Zimmer huschte, wieder verschwunden.

Der Gutsherr beendete den vor Ernas Eintreten begonnenen Satz:

„Ich wollte dich also bitten, mir offen zu sagen, wie es um Kellie steht. . . . Früher hörte ich nur Ausflüchte, Verdrüssungen, im besten Falle allgemeine medizinische Gutachten. Du wirst zugeben, daß mir damit nicht gedient ist.“

Dr. Agelius erhob sich und trat an das Fenster.

„Nein, heute entgeht Du mir nicht. Ich kenne diese Mäander. Damit hast Du mich oft genug vom Ziele abgebracht. Du mußt mir unbedingt reinen Wein einschenken.“

Hellmuths Stimme zitterte. Es klang wie innigstes Flehen — jenes Flehen, das niemals seinen Weg verfehlt.

„Nun wohl, da Du es durchaus wissen willst! . . . Kellie ist allerdings krank, recht krank —“

„Aber was in aller Welt fehlt ihr?“

Der Arzt zuckte die Achsel:
„Das läßt sich schwer in Worte fassen. . . . Du kennst doch die Medensart vom Lichte, das erlöschen muß, wenn seine Lebenskraft aufgezehrt ist.“

Hellmuth vergrub das Antlitz in beide Hände. . . . „Wenn die Lebenskraft aufgezehrt ist,“ murmelte er, indem sich seine Brust krampfhaft hob und senkte.

„Hör dich, Freund,“ sagte Dr. Agelius, ihm die Rechte mit weicher Geberde auf die Schulter legend. . . . „Das braucht nicht heute zu sein, noch morgen!“

„Also wann?“

Er hatte das Antlitz wieder frei gegeben. Die Augen hingen an den Lippen des Fremdes. Das ist wieder solche Frage, mit denen Ihr Leben uns Nerzte erlöset macht. . . . Was ob wir allwissend wären! . . . Nelli's Krankheit ist derart, daß sich etwas Bestimmtes gar nicht vorauszusagen läßt. . . . Ich könnte höchstens sagen, daß das Wetter einen großen Einfluß haben wird. . . . Vielleicht: wenn die Blätter fallen —

III.

Das Herrenhaus war ein alter, ehrwürdiger Bau und darum so solid und dauerhaft angeführt, wie es ehemals die Sitte geboht. Die Wände waren dick, die Thüren fest. Mächtige Schlüssel von reichverschmücktem Aussehen stakten in den Bödhern. Wenn sie entfernt waren, zeigte sich eine Oeffnung, durch die man nicht allein gut sehen, sondern auch besorgen konnte, was hinter der Thür im Zimmer gesprochen wurde.

Vor einem solchen Schlüssellocke stand Klein Erna.

Sie hatte sich auf die Fußspitzen erhoben, das liebliche Blondköpfchen gegen die Füllung gestemmt, damit sie nicht umfalle.

Zuerst bläkte sie nur durch die Oeffnung. Allmählich aber schien das, was sie vernahm, ihre Aufmerksamkeit in weit höherer Grade zu fesseln. Denn die Augen irrten nur noch träumerisch in's Weite, während das Gehör, ganz beschattet von dem geringelten Blondhaar, dicht an dem Schlüssellocke, unter der mächtigen Klinke ruhte.

Schritte naheten. . . . Erna hüchtete fort, unter den Balken des Treppengeländers. Hier kauerte sie sich zusammen und wartete verhaltenen Athems, um ja nicht bemerkt zu werden.

Es war Fräulein Krakelow, die vorübergegangen.

Ernas Herzchen hämmerte. . . . Von der wollte sie am wenigsten gern hier angetroffen werden. . . . Die hatte immer an ihr etwas auszujucken. . . . Zumal seit Mama so krank war, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte.

Die liebe, gute Mama! . . . Die ebenso schön war, wie Fräulein Krakelow hübsch — und die immer kränker wurde, während Fräulein Krakelow zu Ernas Leidwesen nicht einen einzigen Tag, so lange sie schon hier war, das Bett zu hüten brauchte.

Das Kind sann einige Augenblicke nach. Dann mühte ihr wohl ein Gedanke gekommen sein. Denn sie schnellte empor und eilte, hastig wie eine Gasselle, den Korridor entlang. Vor einer Thür machte sie halt.

Nur einige Augenblicke freilich, um erst vorsichtig auszulagen, ob sie auch von Niemand bemerkt werde. Dann klinkte sie das Schloß auf und hüchtete hinein.

Es war Mamas Arbeitszimmer. Hier hatte Erna so oft gelesen. Wie bewundernd leuchteten ihre Augen, wenn die Mama all die schönen Figuren in den Canovas zauberte.

Der Stickeramen stand noch da, gelehnt an den kleinen Tisch von Korkfunderholz. Und darauf besand sich ein Körbchen, voll von Knäueln, die umwunden waren mit allerhand bunten Woll- und Seidenfäden.

Erna wählte eines davon, dann eilte sie hinaus.

Es war auch die höchste Zeit. Denn das kleine Ohr des Kindes vernahm bereits, wie sich Fräulein Krakelows fester Schritt dem Raume näherte.

IV.

Die beiden Männer weitten noch immer beisammen. Im Zimmer war es mäschenfüll. Hellmuth sah düsternen Auges in den Park, der mit seinem dichten Grün den Blick begrenzte. Der Doktor sah im Sessel, scheinbar gleichgültig, nur die tanzenben Uebergehen an den Schläfen bewies, wie die Gedanken dahinter wogten und wühlten.

Die Thür ward zur Hälfte geöffnet — das

Gesicht einer Pflegerin zeigte sich in der Oeffnung.

„Ich komme,“ versetzte Dr. Arselius. Er enteilte. . . . Einige Minuten verfloßen. . . . Er war wieder zurück.

Auf Hellmuth zutretend, sagte er mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie von einem starken Willen beherrscht wurde:

„Du verlangst Oeffenheit. . . . Nun wohl: Du sollst sie haben. . . . Wir stehen vor der Krise.“

„Krisis,“ wiederholte der Gutsherr mechanisch. . . . „So muß ich auf das Schlimmste gefaßt sein?“

„Das ist deine Pflicht,“ versetzte der Arzt fest. „Ob wir gesund, ob krank sind: der Tod kann uns in jedem Augenblick fortrufen.“

„Aber Du stellst Nelli doch noch eine längere Lebensdauer in Aussicht,“ sagte Hellmuth mit vor Erregung bebender Stimme. „Du versiehst mir noch vorhin, daß sie mir wenigstens erhalten bleibt, bis die Blätter fallen —“

„Du klammerst Dich an Worte. . . . Es mag sein, daß ich diese grade im Grunde geführt habe. . . . Uebrigens wären sie auch ganz zutreffend. . . . Geh doch hinaus in den Park! Wäßen denn immer erst die Herbststürme an den Bäumen rütteln? . . . Die Blätter — sie fallen auch jetzt bereits, sie fallen immer, alt und jung, groß und klein — grade wie wir Menschen!“

Damit enteilte er.

V.

Einen Augenblick verhartete Hellmuth regungslos an seinem Plage. Dann trieb es ihn, wie wenn eine geheime Gewalt ihn führe, hinaus ins Freie.

Ohne daß er eigentlich die Absicht hatte, besand er sich im Park.

Dieser war alt wie der gesammte Herrenst. Eine Vereinigung von Natur in ihrem eigenen, ungeführten Walten mit jener eifrigen Pflege, über die nur der Geschmack, geleitet von Reichtum, zu verfügen vermag.

Kein Lüftchen regte sich. Ueber dem Weiher gankelten Uibellen, und an den rothschimmernenden Eberschen nachten junge Schwarzdrosseln, geführt von der Mutter.

„Dr. Arselius hat recht,“ murmelte der Gutsherr. „Die Vegetation ist noch keineswegs im Sterben begriffen, aber die Blätter rascheln dennoch schon hier und dort zur Erde.“

Ein Trauern überkam ihn. Er dachte an sein Weib, das drinnen mit dem Tode rang. Jedes Blatt, das sich vom Zweige löste, schien ihm Nelli's Seele zu sein, die eben der Erde entschwebte.

Blöglich tauchte, als er in eine Seitenallee einbog, eine Kindesgestalt vor ihm auf.

Es war Erna, die ein gar seltsames Spiel trieb.

Wald eilte sie hier, bald dorthin. Zuweilen hückte sie sich und nahm etwas vom Boden auf, ein andermal hauchte sie in der Luft darnach, um sich gleich darauf an Baum und Strauch ewig zu schaffen zu machen.

Sie ward des Vaters nicht eher gewahr, bis er dicht neben ihr stand.

„Was treibst Du hier, Kind?“ fragte er erstaunt.

„Ich — ich binde das Laub wieder fest, das von den Bäumen gleitet!“

Er sah sie großen, beinahe iren Blickes an. „Sei nicht böse, lieber Papa,“ sagte sie, sich dicht an ihn schmiegend. „Aber ich stand am Schlüssellocke, als Du vorhin mit Onkel Doktor sprachst. Da hörte ich denn, wie er sagte, die Mama müsse sterben, wenn die Blätter fallen!“

„O Du holdes Engelskind,“ rief Hellmuth, Erna an sich pressend. „Komm, bete mit deinem Papa zum lieben Gott, daß er Dir dein Mütterlein ja nicht hinwegnehme!“

VI.

Als am Morgen des nächsten Tages die Schwarzamsel Familie wie gewöhnlich auf dem

Eberschenbaum zum Frühstück versammelt war, sagte der Amielvater:

„Kinder, ich kann Euch frohe Nachricht bringen. Unsere Nachbarin, die Wachtel, hat sie mir vorhin im Vorbeistiegen zugerannt. Denkt Euch nur, Euer Liebling, die schöne, milde Schloßherrin hat die Krise glücklich überstanden.“

„Sie wird also wieder ganz gesund?“ fragte Samnthältschen, das eine der Kinder.

„Jedenfalls,“ meinte die Mutter.

„Ach, wie herrlich,“ sagte Krauschwänzchen, ein anderes Junges. „Dann bekommen wir wieder täglich Futter gestreut. Das alte garstige Fräulein gibt uns ohnedies nichts!“

„Seht Ihr Kinder,“ nahm die Mutter das Wort, „das hat der Himmel so gefügt. Beten hilft. „Erinnert Ihr Euch noch, wie Herr Erikson gestern hier den lieben Gott so inbrünstig angefleht, er möge ihm nicht seine Frau sterben lassen.““

„Amiun,“ sagte der Schwarzamselvater, der eine Art Socialdemokrat war, der Arzt hat es gethan! . . . Ich sage Euch, wenn ich einmal im Sterben liege und habe so einen Prachtstern zum Bestand, wie den Dr. Arselius, marschiere ich noch lange nicht in das Jenseits!“

Schönäuglein, das jüngste der Geschwister, hatte bisher abseits geseßen. Es war immer nachdenklich und für sich. Einmal, da es eben den ersten Ausflug gewagt, war es einem bösen Vogelsteller in das Gern geraten und beinahe erdroffelt worden. Es kam zwar mit dem Leben davon, allein die kleine Kehle hatte einen Schaden erlitten, und Schönäuglein war seitdem stumm. Wenn es also die Gedanken zum Ausdruck bringen wollte, mußte es sich einer Zeichensprache bedienen.

Während die übrigen schnauzten und sich gankten, flog es pflichtlich davon. Aber schon nach einigen Augenblicken kehrte es zurück, in seinem Schnabel einen langen Goldfaden, in den eine Reihe gelber, weißer Blätter verknötet war.

Alle wußten sofort, was Schönäuglein damit sagen wollte. . . .

Amerlei.

* Wenn „sie“ locht. Junge Frau (vor dem neuen Herd): „Die Suppe ist so verflagen, daß sie kein Mensch essen kann; das Fleisch ist angebrannt, und das Gemüse ist mir ins Feuer gefallen. . . . und das nennt man nur einen Spazherd!“

Charade.

Auf dem grünen Rasen,
Wo die Schäflein grasen,
Sieht die ersten Weiden
Dimalt fröhlich weiden.
Auf den saftigen Wiesen
Dann die letzten Prieschen,
Gelb, rot, weiß und blau
Schmücken sie die Au'.
Legte halt als Ganzen
Du zugleich im Rangen;
Weiß am Rand und innen Gold,
Wäntlein fern und hat noch hold.

Buchstaben-Rästel.

K K K K
K R K
K K K K

Ausfäungen der Rästel aus voriger Nummer:

Buchstaben-Rästel: Straußfeder.
Charade: Gradual.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Bliffwoch, 25. Oktober. Crispinus, Raphael, Erzengel.
Donnerslag, 26. Oktober. Chryfant und Daria, Martyrer.
Freitag, 27. Oktober. Sabina, Jungfrau.
Samstag, 28. Oktober. Simon u. Juda, Apostel.
* St. Lambertus: Beginn der 9 Samstage zur Vorbereitung auf das h. Weihnachtstfest. Morgens 9 Uhr Segensmesse.